

Das neueröffnete Krematorium in St. Gallen

Autor(en): **Dünner, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Band, der jetzt verkauft werde, Geld für die Tasche bedeute.“

Linnell atmet hoch auf. Also die achthundertfünfzig Pfund und zehn Schilling, die er heute morgen abgehandelt hatte, würden ungeschmälert in Dumaresqs so sehr bedürftige Tasche wandern.

Wie der Chef der großen Verlagsfirma Macmurdo & White einen Check von achthundertfünfzig Pfund und zehn Schilling nebst einer Bestellung von zweihundertsiebzig „Dumaresqs Encyclopaedic“ (wie die geschäftliche Abkürzung lautet) in Empfang nimmt, zieht er die Augenbrauen in die Höhe und reißt die Hände. „Habe ich's nicht immer gesagt, Dumaresqs Encyclopaedic werde sich mit der Zeit ganz flott verkaufen? Hier ist eine Bestellung für zweihundertsiebzig auf ein Mal. Ich bin verdammt froh, daß ich das Verlagsrecht von ihm erkaufte habe, und halb umsonst. Die Auslagen für das Werk sind längst wieder hereingekommen, diese achthundertfünfzig Pfund sind reiner Profit für uns!“

Denn als Psyche gelegentlich der Tatsache erwähnt hatte, daß jeder verkaufte Band jetzt Geld in die Tasche bedeute, hatte sie dabei den kleinen Umstand übersehen, daß die fragliche Tasche nicht diejenige des Autors, sondern die der Verlagsfirma Macmurdo & White war. Für jemand, der mit den Gebräuchen des Büchermarktes vertraut ist, wäre dieser Umstand vorab in Frage gekommen; aber der Maler, im warmen Eifer, ein gutes Werk zu tun, dachte nicht einmal an die Möglichkeit, daß das Verlagsrecht der Buchhändlerfirma gehören könnte.

„Wir könnten übrigens,“ sagt Herr Macmurdo nach einer Weile zu White, „dem armen Teufel Dumaresq eine Zwanzigpfundnote schicken, er hat noch so gut wie nichts gehabt von seinem Werk.“

Die meisten englischen Verleger hätten in einem solchen Fall eine Hunderternote geschickt; in allen andern Berufsarten hätte es gar nichts gegeben. Aber die genannte Verlagsfirma ist dafür bekannt, daß sie ihre Börse eng zusammengezogen hält, und die Zwanzigpfundnote ist alles, was Dumaresq von jener Summe sieht, die Linnell ihm allein zugehört hatte.

Bei ihrer Ankunft in dem Häuschen zu Roserton zeigt der Philosoph sie seiner Tochter und sagt lächelnd:

„Die kann ich wohl annehmen; die müssen sie reichlich an mir verdient haben, sonst hätten sie sie mir nicht gesandt. Sie kommt auch gerade im rechten Augenblick: ich kann damit dem Maler sein Bild bezahlen.“

Siebentes Kapitel.

Wie General Maitland das nächste Mal nach London fährt, hat er keine kleine Aufgabe vor sich. „Ich erwarte, daß du bei deiner Rückkehr genau Bescheid weißt über Linnell, hörst du, genau!“ hatten Frau Maitlands letzte Worte vor der Abfahrt gelaute.

Dieser Weisung zufolge geht er also direkt nach seinem Klub, in der Hoffnung, dort jemand zu treffen, der ausgefragt werden könnte. Und er hat Glück. Sir Austen Linnell, der vermutliche Verwandte unseres Malers, sitzt mit einer Zeitung in der Hand in einer Nische des Rauchzimmers und stößt

mit seiner an ihm gewohnten brummigen Miene Rauchwolken in die Luft. Der General scheint sehr gesellschaftsbedürftig und läßt sich in seiner Nähe nieder. Sir Austen beabsichtigt nach Aegypten zu reisen, um zu Gordon zu stoßen, und ist der Reisevorbereitungen wegen nach London heraufgefahren. Denn es sind die Tage der verlorenen Hoffnung; die Verbindung den Nil hinauf ist noch offen; Chartum von des Mahdi Truppen noch nicht besetzt. Sir Austen hat Erlaubnis erhalten, erzählt er, einer von Gordon direkt an ihn ergangenen Einladung zu folgen und in der bedrohten Hauptstadt des Sudans an seiner Seite zu sein. Der General hat alle Ursache, den Erzähler in berebte Laune zu bringen und läßt deshalb geduldig allen Einzelheiten dieser vorbereiteten Reise. Es dauert lange, bis die Gelegenheit sich gibt, unauffällig die Frage einzuschleiben: „Nebenbeigesagt, Linnell, wir haben einen Namensvetter von Ihnen drunten in Roserton. Es würde mich interessieren, zu wissen, ob er mit Ihnen verwandt ist.“

Sir Austens Stirn bewölkt sich. „Ein Kerl, der malt?“ fragt er wegwerfend.

„Ein Maler, ja,“ sagt Maitland mit etwas scharfer Betonung des zweiten Wortes. Es paßt ihm schlecht, von einem allfälligen zukünftigen Schwiegersohn in diesem Ton reden zu hören. „Aber ich weiß nicht, ob er eigentlicher Berufsmaler ist oder nur Amateur. Ich glaube eher das letztere; er scheint Geld zu haben. Wissen Sie etwas von ihm?“

„Ich habe von ihm gehört,“ antwortet Sir Austen kurz und betrachtet die Zimmerdecke.

„Sein Name ist auch Austen Linnell,“ fährt der General hartnäckig fort, „Charles Austen Linnell; er muß jedenfalls zu Ihrer Familie gehören.“

Sir Austen hebt unmerklich die Schultern. „Basallenblut ist nicht mit Königen verwandt,“ sagt er orakelhaft und mit Blick und Ton, die eine Fortsetzung des Gespräches unbedingt abschneiden.

Aber General Maitlands Wißbegierde scheint erst recht angefach zu sein, er läßt sich also von seiner Fährte nicht so leicht abbringen.

„Er ist entschieden ein Gentleman und ein Mensch von guter Bildung, und er hat Geld; er ist in Christ Church gewesen und reist in Afrika.“

„Es ist wohl möglich, daß er Geld hat,“ sagt Sir Austen mit starkem Widerstreben, indem er eine Zeitung zur Hand nimmt, „und es ist wohl möglich, daß er in Afrika reist; es hat heutigen Tages mancher Geld und kann reisen, und wenn er es auch nur mit Kagenfleischwürsten verdient hat. Ich für meinen Teil halte ein klares Heimatsrecht höher als Geld. Ich selbst habe immer Ebbe in meiner Kasse, das ist sicher. Wenn Ihr Freund also viel Geld hat und einen alten Familienfiskus zu gutem Preis pachten will, so kann er sich an meinen Agenten wenden. Da ich auf unbestimmte Zeit verreise, bin ich nicht abgeneigt, Thorpe Manor zu verpachten. Seine zufällige Ähnlichkeit des Namens mit dem der landeseingeseßenen Familie kann ihm gesellschaftlich nützen und ihm zu einer guten Partie verhelfen, bis ich wiederkomme.“ Mit diesen Worten steuert Sir Austen, ohne sich umzusehen, mit langen Schritten dem Billardzimmer zu.

(Fortsetzung folgt).

Das neueröffnete Krematorium in St. Gallen.

Mit drei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

„Wie freundlich war doch damals der Tod, als noch der Gott mit den Mohnhäuptern und der gesenkten Fackel lebte, der ernste Bruder des lächelnden Schlafes, nicht das Gerippe mit der Senze und dem fegefeuerfarbigen Hintergrund!“ So schrieb Graf Moltke am 2. April 1846 aus Rom an seinen Bruder Ludwig in einer Beschreibung des Kolubariums an der Porta Latina. Würden diese Worte des nachmaligen großen Feldherrn nicht erst im vorigen Jahre zur Veröffentlichung gelangt sein, so wären wir versucht, anzunehmen, sie hätten dem St. Galler Feuerbestattungsverein als Leitstern gedient; denn auch er wollte „den Tod seiner Mitglieder freundlicher gestalten“, in gleicher Weise, wie dies in ähnlichen Vereinigungen bereits vorher schon zu Zürich, Basel und Genf der Fall gewesen ist.

Was vor wenigen Jahren noch ein Gegenstand kühner Hoffnungen war, ist verwirklicht worden: die staatliche Genehmigung der fakultativen Kremation im Kanton St. Gallen ist erreicht, der Bau eines Krematoriums in der Stadt St. Gallen ist zur Tatsache geworden. Ohne Gröfnungsfeierlichkeit, nur mit einer freien Besichtigung des Baues und seiner innern Einrichtungen durch das Publikum wurde es vor wenigen Wochen seiner Zweckbestimmung übergeben. Die frühere offizielle Gegnerschaft gegen die Kremation ist in St. Gallen und Umgebung verstummt; die Vorurteile, als sei die Feuerbestattung mit den christlich-religiösen Anschauungen nicht vereinbar, sind größtenteils andern Anschauungen gewichen: die Kremation wird nur noch im Lichte der Aesthetik und Hygiene betrachtet.

Das bisherige Bestattungswesen wird in größern Zentren



Das neueröffnete Krematorium in St. Gallen. Vorderansicht (Phot. Otto Rietmann, St. Gallen).

immer unhaltbarer. Die Friedhöfe müssen bei der rastlosen baulichen Entwicklung immer weiter aufs Land hinausgeschoben werden, und ihre Dimensionen wachsen ins Ungeheure hauptsächlich dort, wo der Boden der Verwesung nicht förderlich ist und die periodische Wiederbenützung nur nach sehr langer Zeit gestattet. So wird die Beerdigung zu einer Last für die Gemeinden.

Der englische Bischof Fraser pflegte zu sagen: „Die Erde ist nicht für die Toten, sondern für die Lebenden geschaffen, gerade wie der Sonntag für den Menschen und nicht der Mensch für den Sonntag.“ Wo der Platz billig und die Erdverhältnisse geeignet, kann wohl an der Beerdigung festgehalten werden, wo das Gegenteil aber zutrifft, wo die zunehmende Bevölkerung das Land verteuert, wo die Erde nach dreißig Jahren die Toten kenntlich wiedergibt, wo Exhumationen greulichster Art fast jedes Jahr wiederkehren, da ist der Ruf nach einer andern Bestattungsweise ein berechtigter und muß mit der Zeit gehört werden.

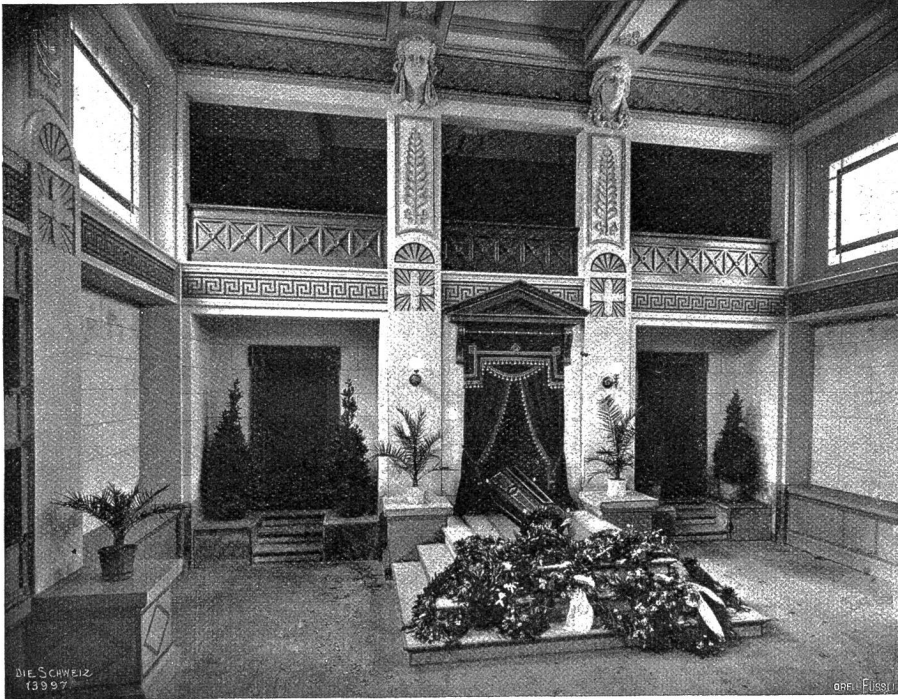
Der Ruf hat in St. Gallen ein Echo gefunden.

Draußen am Westende des Friedhofes im Felde bei St. Gallen, nordwestlich vom jetzigen Abdankeort, präsentiert sich ein im Renaissancestil gebauter kleiner Tempel, in hellem, erfreulichem, ansprechendem und erhebendem Farbenton gehalten, nicht überladen mit architektonischen Liebhabereien — es ist dies das Krematorium. Die sonst für Krematorien charakteristischen Ramine, die den Eindruck von Fabrikschornsteinen machen, werden hier erfreulicherweise vermieden; geradezu genial sind sie in zwei mächtigen Bylonen untergebracht, die das Gebäude nördlich und südlich flankieren und ihm in ansprechenden, edeln Verhältnissen und ruhiger Harmonie einen stimmungsvollen Eindruck verleihen.

Eine Freitreppe führt zunächst in den Abdankeort, der im Hintergrund von einer Empore, die für ein Harmonium und einen kleinen Chor bequem Platz bietet, abgeschlossen wird. Elegante architektonische Ausführung und Gliederung, geschickte

Vermeidung alles Düstern und Niederdrückenden, sowie angemessene Verwendung farbigen Ausschmuckes fallen wiederum auf das Wohlthuende auf. Dabei ist auch in betreff der Platzverhältnisse allen Bedürfnissen entsprochen; die Halle mitsamt der Gallerie wird ungefähr 150 Personen aufnehmen können. Von kräftigster Wirkung ist der prächtig ausgeführte Plafond. Die Skulptur ist durch oben an den Seitenwänden angebrachte Reliefbilder vertreten, die, aus dem Atelier des st. gallischen Bildhauers Seene hervorgegangen, das alttestamentliche Prophetentum (Jesaias, Jeremias, Daniel und Ezechiel), sowie die sibyllische Weissagung darstellen. In den Seitennischen sind Kolumbarien angebracht, in denen sich die Aschenurnen befinden; man rechnet etwa ihrer 250 plazieren zu können. St. Gallen folgt mit dieser Einrichtung dem antiken Vorbilde, indem es sich vorläufig mit Kolumbarien begnügt, d. h. die Aschenreste in Fächern beiseht, die mit Marmortafeln mit dem Namen des Verstorbenen geschlossen werden. Dadurch werden die Aschenbehälter, mögen sie nun Urnen- oder andere Form haben, dem Blick entzogen. Durch eine einfache aber sehr sinnreiche Vorrichtung ist jedoch die Möglichkeit geschaffen, daß an der Tafel Blumenschmuck angebracht werden kann. Der architektonisch würdig ausgestattete Bau wird später mit seinen Urnen von oft hoher künstlerischer Vollenbung einen durchaus weihvollen Eindruck gewähren, und wahrlich, in dem geschützten Raum kann man des teuren Toten mit ebenso inbrünstiger Andacht gedenken wie draußen am Grab in Sturm und Wetter; die „Poestie des Grabes“, die ja nur in der Phantasie besteht, und der treffliche Gedanke von dem ewigen, friedlichen Schlummer der Toten dürfte keineswegs verloren gehen, sondern in Wirklichkeit kommt die Westhetik nach beiden Richtungen auch bei der Feuerbestattung nicht zu kurz.

Die Verbindung zwischen dem Abdankeort und dem Verbrennungsraum bildet ein Katafalk, auf den der Sarg zu liegen kommt. Die Klänge des Harmoniums ertönen; die Angehörigen nehmen ihre Plätze ein. Langsam und geräuschlos



Krematorium in St. Gallen. Abdanungsraum (Phot. Otto Nietmann, St. Gallen).

schließt sich die Türe zum Verbrennungsraum seitwärts. Sobald sie geöffnet ist, bewegt sich ebenso langsam und geräuschlos, „wie von Engelsfüßchen getragen“, der Sarg horizontal vorwärts; er hält still, und langsam schließt sich die Türe wieder.



Krematorium in St. Gallen. Nischen für Aschenurnen.
(Phot. Otto Nietmann, St. Gallen).

Während nun der Geistliche seines Amtes waltet, vollzieht sich im Verbrennungsraum die Auflösung der Leiche.

Unter den vielen irrigen Ansichten über die Feuerbestattung ist eine der am weitesten verbreiteten die, daß die Einäschung ähnlich wie beim mittelalterlichen Scheiterhaufen durch offene Flamme des Brennmaterials erfolge. Da nun die übeln Dünste, die sich entwickeln, wenn ein Stückchen Fleisch verbrannt wird, jedermann bekannt sind, so ist man unwillfürlich geneigt, die Erscheinung bei einer verbrennenden Leiche ins Große zu übertragen, und auf dieser Vorstellung mag zum nicht geringen Teil das noch in weiten Kreisen verbreitete Vorurteil gegen die Feuerbestattung beruhen. Genährt wird es noch durch den Namen „Feuerbestattung“. Das Wort bezeichnet den Vorgang nicht mehr richtig; denn Feuer und Flamme kommen mit dem Leichnam nicht in Berührung. Die Einäschung erfolgt lediglich durch hochgradig erhitzte Luft (900 bis 1000 Grad Celsius).

Der Sarg, meistens ist es ein Holzsarg, geht natürlich in Flammen auf und ist in unglaublich kurzer Zeit zerstört, so daß alsbald der Leichnam der erhitzten Luft allein ausgesetzt ist, die durch die eigenartige Konstruktion des Ofens — System Siemens & Schneider, in Zürich System Bourry — von allen Seiten auf ihn einwirken kann. Zunächst wird alle Feuchtigkeit, die der Leichnam enthält und die mehr als die Hälfte seines Gewichtes ausmacht, in Dampf verwandelt. Außer dem wunderbaren Spiel der von allen Seiten zusammenschlagenden Spitzflammen, den durcheinander wallenden und wirbelnden Dämpfen sieht man anfangs überhaupt nichts. Wenn sie sich allmählich verzogen haben, ist schon der Körper ins Glühen geraten und verglüht vollständig in sich selbst.

Als Asche bleibt weiter nichts zurück, als der phosphorsäure Kalk des Knochengewebes, der eben durch Hitze nicht zerstörbar ist. Die Asche des Sarges, wenn es ein Holzsarg war, ist so leicht, daß sie durch den im Ofen herrschenden Zug fortgeblasen wird. Die Knochenasche fällt ihres viermal so hohen spezifischen Gewichtes wegen durch den Rost, bleibt im Unterraum liegen und wird völlig rein und nicht vermischt mit fremden Bestandteilen gesammelt, in eine Blechkapsel getan, verlötet, mit einer Blombe und mit der fortlaufenden Kontrollnummer versehen, die, damit für alle Zukunft eine Verwechslung ausgeschlossen sei, im Kremationsregister eingetragen wird. Die Dauer des Einäschungsprozesses beträgt für einen Erwachsenen ein bis zwei Stunden, je nach der Körperkonstitution, das Gewicht der Asche $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kilogramm. Und dieses kleine Häuflein weiße Asche ist, im Gegensatz zur Leiche, frei von allen Giften und todbringenden Keimen. Was bedenklich, häßlich, gefahrbringend für andere an ihm war, ist in der läuternden, reinen Flamme geblieben, und man kann wohl über die Möglichkeit der Weiterverbreitung von Krankheiten durch Friedhöfe geteilter Meinung sein, nie und nimmer aber darüber, daß die Feuerbestattung nicht alle diese Gefahren reinlich und gründlich beseitigt.

Wer je der Ausgrabung eines Leichnams, der auch nur wenige Monate im Erdgrabe gelegen, beigewohnt hat, der muß gestehen, daß es auf Erden nichts Grauenvollereres geben kann, als die Zerstörung, die Fäulnis und Verwesung des Ebenbildes Gottes, nichts Widerwärtigeres als das Gewürm, das an den Leichen sein schauerliches Mahl hält, nichts Ekelhafteres als die mephitischen Dünste, die tagelang die Nerven beunruhigen. Und im Gegensatz zu diesem wahrhaft entsetz-

lichen, Jahre hindurch währenden Prozeß bewirkt die Feuerbestattung in kürzester Zeit in der denkbar reinlichsten Weise die unausbleibliche Auflösung. — Unter diesen Eindrücken wird der gemüthvolle Dichter Kosegger gestanden haben, als er das prächtige Wort schrieb:

„Nicht eke Würmer soll mein Leib einst nähren,
Die reine Flamme nur soll ihn verzehren;
Ich liebte stets die Wärme und das Licht:
Darum verbrennet mich, begrabt mich nicht!“

Emil Dünner, St. Gallen.

III. Von Schweizer Theatern.

Nachdruck verboten.

III. Dr. Arnold Otts „St. Helena“.

Mit Abbildung.

Am 8. Februar 1903 ist am Basler Stadttheater „St. Helena“, das neueste Drama unseres schweizerischen Dichters Dr. Arnold Otts, mit Erfolg erstmals aufgeführt worden. Sein Held ist Napoleon, sein spezieller Stoff des großen Korsen Leidenszeit und Sterben auf der einsamen Felseninsel im atlantischen Ozean.

Daß Napoleon als dichterisches Sujet seit langem schon in Arnold Otts Seele stand, wissen wir aus des Dichters eigenem Munde. An einem wunderschönen Frühlingsnachmittag saßen wir einst mit ihm im grünen Schloßgarten zu Bottmingen; da kam das Gespräch auf Napoleon, und während vorher Dr. Ott ganz ruhig gewesen war, leuchtete es plötzlich in seinen hellen Augen, und mit dem prachtvollen Pathos seiner tiefsten Empfindung begann er einen Dithyrambus auf den Helden, vor dessen Größe sich schon Goethe gebeugt habe und der überhaupt keinen poetisch empfindenden Menschen gleichgültig lasse. Er habe, fuhr Dr. Ott dann fort, Napoleon in einem Epos darzustellen angefangen; jedenfalls werde er ihm über kurz oder lang öffentlich seine poetische Huldigung darbringen.

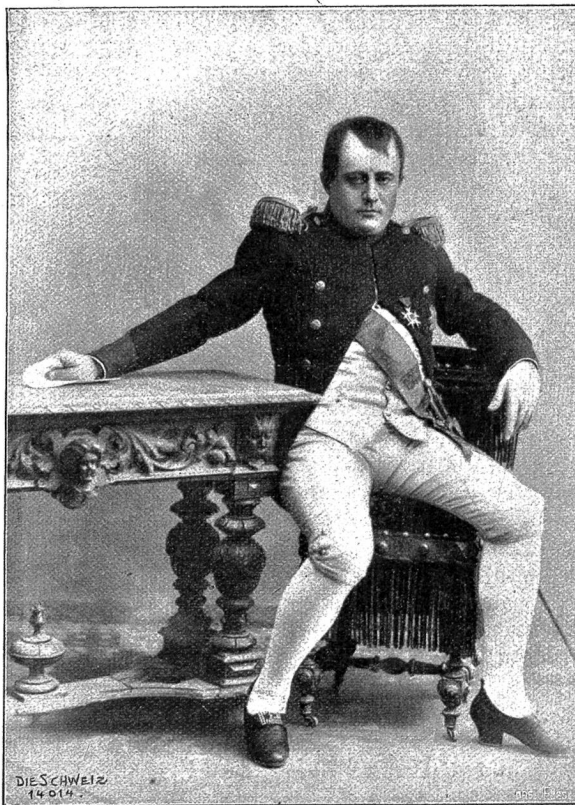
Was wir da erzählen, hat sich vor etwa fünf Jahren begeben. Seither ist nun das Buch von Lord Rosebery erschienen: „Napoleon I. am Schlusse seines Lebens“, ein Werk von unparteiischer Sachlichkeit, ein Buch, in dem der ehemalige englische Ministerpräsident seinem Volke über die Regierung von 1815—1821 Wahrheiten sagt, die zum Unangenehmsten gehören dürften, was je ein Engländer zu Engländern geredet hat. Napoleons Leben auf St. Helena wird in diesem Buche bis in die kleinsten Details erzählt; alle Quellen der Geschichte jener traurigen Jahre werden aufs gewissenhafteste nachgeprüft, das Wahre vom Falschen, das Sichere vom Tendenziosen reinlich getrennt, und das Resultat ist erstens ein geradezu vernichtendes Urteil über Englands Benehmen gegen seinen Gefangenen, zweitens eine Charakteristik Napoleons, die diesen in keiner Weise klein erscheinen läßt; im Gegenteile, wir sehen, wie der große Einsame, der Uebermensch, in der Schule des Unglücks nach und nach mild wird; in dem einst so starren Gesicht des Imperators zeigen sich Züge, die ein Herz erkennen lassen.

Diese deutliche Wandlung des Großen dürfte den Dichter besonders angezogen und ihn schließlich dazu veranlaßt haben, das Epos aufzugeben und die innere Tragödie zu schreiben, die im Leben Napoleons „St. Helena“ heißt.

„Die innere Tragödie“ sagen wir; denn äußerlich konnte das kein stark bewegtes Drama werden, was

sich in den paar Zimmern auf Longwood, höchstens etwa noch in der nächsten Umgebung des von Hudson Lowe aufs schärfste bewachten Landhauses abspielt hat. Der Dichter verzichtete also im vornherein auf alle äußern Effekte. Aber er mochte sich sagen: Um Napoleons ganze Lebenstragödie darzustellen, ist noch die Zeit nicht da; auch dürfte das kaum in einem einzigen Drama möglich sein. Da wird einmal ein ganz Großer etwa eine Trilogie, ein würdiges Gegenstück zu „Wallenstein“, schreiben müssen. Und Dr. Ott beschied sich und gab von dieser Trilogie, die einmal Napoleons Aufstieg, Glück und Ende behandeln wird, den letzten Teil, vielleicht nur den Schluß des letzten Teiles.

Ist ihm dies gelungen? Wir sagen ruhig „Ja“. Wir kennen Roseberys Buch, wir kennen Otts Drama und finden, daß der Dichter wirklich dazu gelangt ist, das Tatsächliche, das im historischen Bericht naturgemäß etwas trocken und in langer Zerdehnung gegeben wird, zu konzentrieren, die Lebensäußerungen Napoleons, die da verzeichnet sind, so zusammenzufassen, daß eine



Friedrich Hagen als Napoleon in Dr. Arnold Otts „St. Helena“.